Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 26. 6. 1938 | Nr. 26

Ueberbewertung der Zahl.

Kampf gegen die Mechanisierung des Lebens.

Von Peter Weber.

> Nur das Einmaleins soll gelten,
> Hebel, Walze, Rad und Hammer,
> Alles andre, öder Plunder,
> Wandre in die Feuerkammer.
>
> Fr. W. v. Weber.

Es war die Furcht vor der Vergottung der Zahl, des Mechanismus, die Angst um die Verkümmerung des Menschlichen und Göttlichen in der Welt, die Friedrich Wilhelm v. Weber diese Verse in seinem unsterblichen Sang „Dreizehnlinden“ schreiben ließ. Er sah, wie von der Aufklärung, vom Fortschritt, von der Wissenschaft, im besonderen von der Physik her ein Phantom aufkam, der Irrglaube, alles in der Welt lasse sich messen und berechnen. Und mit Rechnen und Messen lasse sich alles ergründen, werten und ordnen. Die Vergottung der Zahl und des Meßgerätes — dies sah Weber als die ewige Versuchung der Schlange, die alte Lockung: . . . und ihr werdet sein wie Gott . . .

Das 20. Jahrhundert steht im Zeichen der Erschütterung dieses Fehlglaubens. Der Mensch, im göttlichen Anhauch geschaffen, rebelliert gegen ein mechanisiertes Leben, das ihn zu einer Art Roboter standardisieren, ihn als Funktionsstück in einen Organisationsmechanismus einzwängen möchte. Die menschliche Seele, Herz und Gemüt, lehnen sich auf. Das Unmeßbare und Unwägbare fühlt sich des Atems beraubt. Der Mensch möchte wieder zum Menschen, er möchte lebendige Menschen neben sich, Nachbarn, Freunde, die mit ihm fühlen und denken, und nicht menschliche Larven, nach Schablone geformt und genormt. Er möchte auch bei der Arbeit, im Betrieb, Mensch sein können und nicht nur „Arbeitskraft“ wie die Maschine, eingestellt, bewertet und entlassen nach dem Diktat irgend einer Berechnung. Die Erkenntnis der Wahrheit des Gotteswortes dämmert wieder „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein . . .“

Es wäre unsinnig, nun etwa die Entwicklung der letzten hundert Jahre als „an sich böse“ und verfehlt anzusehen. Es ist begreiflich, daß im Zeitalter der Technik und Industrie, der Physik und Analyse, der Entwicklung zum Großbetrieb bis zum laufenden Band, Zahl und Meßgerät eine überragende Bedeutung erhalten mußten. Die Fehlentwicklung setzte erst ein, als man sie zum Maßstab des Lebensganzen zu machen trachtete, vielleicht weniger bewußt als unbewußt. Denn die Umwälzung der Lebens-, Wirtschafts- und Ordnungsformen war so schnell und tiefgreifend, daß sie ein organisches Wachstum in die neue Welt hinein sehr schwierig machte. Wie weit das auf allgemeinmenschliche Unzulänglichkeit oder auf ein Versagen der Staats- und Gesellschaftsform und einzelner Schichten zurückzuführen ist, wird schwer zu entscheiden sein. Jedenfalls, die alten Maße, mit denen man Welt, Leben, Mensch, Staat, Gesellschaft und Moral, Gut und Böse wertete, erwiesen sich allmählich als unzureichend oder wollten nicht mehr passen. Unter den Händen vollzog sich eine Umwertung der Werte, der man kaum zu folgen vermochte. Und so blieb schließlich, wenn man überhaupt noch irgendwie messen und werten wollte, nur die nackte Zahl übrig.

Das ist kraß und überspitzt formuliert, aber man braucht nur an das Idol des Fortschrittglaubens zu denken. Er war nur möglich auf dem Boden des Glaubens an die alleinseligmachende Zahl. Denn mit der Zahl der Betriebe, der Arbeiterschaft, der Geschäfte, der Erfolge, der Gewinne usw. wurde der Fortschritt bewiesen. Und nur auf diesem Wege konnte man schließlich auch bis zur Überordnung der Zahl über das Leben kommen.

Der Mensch mit seinem Recht auf Menschsein mußte bei einer solchen Entwicklung zu kurz kommen, so sehr er sich wehrte, als einzelner wie in ganzen Ständen. Schließlich mußte auch diese Abwehr, zwangsläufig, in das Denken und Werten der Zahlen geraten, bis in den Einsatz der Zahl in Form von Organisationen, die sich kreuz und quer durch das Volk spannten. Und am Ende war der einzelne Mensch in diesen Organisationen nicht viel mehr als eine — Nummer. Hier war auch der Boden für den Klassenkampf: die Wertung des Menschen und des Lebens nach der Höhe des Einkommens oder der Zahl seiner Examina, wo zu gleicher Zeit die Millionen mit ihren kleinen und unsicheren Einkommen sich von allem, was ihnen das Leben schön und lebenswert erscheinen ließ, ausgeschlossen sahen oder glaubten.

Wenn wir nach den tieferen Ursachen des Weltkrieges forschen, so stoßen wir auch auf die Zahl als verhängnisvollen Über- und Alleinbewerter— und damit als einen bösen Neiderzeuger. Das Diktat von Versailles trägt einen geradezu apokalyptischen Zug: das kalte, rechnerische Kalkül, ein Volk zum ewigen Zahlsklaven der Sieger zu machen.

Aus dem Glauben an die Zahl als höchsten Wertmesser ist der Begriff Kapitalismus gewachsen, wie der Pseudosozialismus marxistischer Herkunft. Auch der Parlamentarismus fußte auf dem Glauben, die Summe der einzelnen Teile ergebe ein Ganzes, und man brauche gewissermaßen nur aus der Summe der Interessen der Parteien und Organisationen die Wurzel zu ziehen und habe dann den Volkswillen und die Basis für seine Lebensform.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Wertungsmethode nach der Zahl auch auf andere Gebiete übergriff. Wert, Qualität zum Beispiel eines Buches wurde nach den Auflagen und Absatzziffern gemessen, ein Maler nach den Preisen seiner Bilder. Künstler oder solche, die dafür ausgegeben und groß propagiert wurden, hatten ihre Konjunktur wie eine Modesache oder eine Ware. Ja, es gab Zeiten, da man es für gut hielt, in Kunst „einzusteigen“ wie in Aktien irgend eines Werkes, wenn der und jener Maler gerade „gefragt“ war. Die Tiefenwirkung so von der Zahl her verzerrter Maßstäbe und die Verwirrung der Wertbegriffe darf man nicht unterschätzen. Der Blick für das Große, Erhabene, ewig Gültige, für die höheren und inneren Werte, wurde getrübt und damit die Urteilsfähigkeit in einem für ein Volk entscheidenden Punkt.

So führte die Zahl, das Messen aller Dinge und Werte nach der nackten Zahl zu einem Tanz um das Goldene Kalb und zu einem Kampf aller gegen alle. Und der Mensch verarm[illegible] allem, was ihn menschlich trägt und erhebt, was sein[illegible]ches Leben erst ausmacht. Diese Menschen, bis ins [illegible]ste der inneren Verarmung und Leere gestoßen, hatte Jakob Burckhardt im Auge, als er vorausahnend schrieb: „Es wird dahin kommen mit den Menschen, daß sie heulen werden, wenn ihrer nicht wenigstens hundert beieinander sind.“

Aber nun hat der Mensch begonnen, zu rebellieren. Mehr unbewußt als bewußt. Wenn wir auch aus der Gefahr der Zahlen- und Fortschrittsgläubigkeit noch lange nicht heraus sind, so ist doch offensichtlich: das Unterdrückte, das Menschliche, will zu seinem Recht, will sich wieder erheben, ausleben und entfalten. In der Gemeinschaft, wie wir sie jetzt als Deutsche wiedergewinnen wollen. Hier liegt der tiefste Sinn dieses hohen Begriffs, der Sinn, den wir fast wieder erst erfassen lernen müssen. Und hier wird klar, daß der einzelne, um wieder Mensch zu sein, ein echter Mensch, auch wieder eine Persönlichkeit sein muß, die der Menschheit Würde in sich trägt.

Der Johannistag

in Brauchtum und Sage unserer Heimat.

II.

Professor Knoop, der unermüdliche Entdecker und Sammler der Posener Sagenwelt hat dem in der vergangenen Woche von uns erlebten Johannistag die vorliegende heimatliche Beleuchtung gegeben. Dem ersten Teil dieser im Licht unserer Tage besonders wertvollen Zusammenstellung lassen wir heute den Schluß folgen:

Johannisnacht und Johannistag sind also Zeiten der Angst und des Schreckens für die Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung, andererseits aber auch wieder Zeiten des Segens. Nach dem Volksglauben im Kreise Gnesen hat die ganze Natur eine besondere Heilkraft (Sagenbuch S. 333). Das Johanniswasser, das am Johannismorgen unter denselben Zeremonien geholt wird, wie zu Ostern das Osterwasser, hat eine wunderbare Kraft (Rog. Familienblatt 2, 23). Und wie der Tau in den Augen der einfachen Leute schon an sich als heilig und heilsam gilt, wie sie ihm besonders die Kraft zuschreiben, daß er Augenleiden und ähnliche Krankheiten heilen könne, wie ihn besonders die Frauen deshalb in Flaschen sammeln, um ihn bei solchen Krankheiten anzuwenden, so gilt besonders derjenige Tau für heilkräftig, der am Vortage von Johannis, d. h. in der Johannisnacht in Gestalt von kleinen Silberkugeln vom Himmel fällt. In deutschen Gegenden gilt das ebenso von dem Tau, der in der Walpurgisnacht fällt. In Schrimm im Kreise Birnbaum — hier scheint sich besonders Deutsches und Polnisches zu mischen — klettern in der Walpurgisnacht die jungen Burschen aus dem Dorfe auf eine Eiche und bleiben bis zum Morgen dort oben. Jeder hat eine Schale bei sich, und darin sammeln sie den Tau, der sich an den Blättern der Eiche befindet. Am nächsten Sonntag lassen sie ihn in der Kirche weihen. Der soll gut sein gegen den przyrok, den bösen Blick. In andern Dörfern derselben Gegend glaubt man, daß das auf einer Buche oder Tanne geschehen müsse, und auch nicht in der Walpurgisnacht, sondern eine Woche später. Aber auch in der Johannisnacht wird in jener Gegend der Tau gesammelt. Wenn man sich mit diesem Tau die Füße reibt, so kann man nie Krämpfe bekommen, wird auch bei der Erntearbeit nicht müde. Auch waschen dort am ersten Weihnachtstage die Knechte mit dem Tau, den sie in der Johannisnacht gesammelt haben, den Pferden das Maul aus. Das soll das Schwitzen der Pferde in den Hundstagen verhindern. Man vergleiche über den Tau meine Mitteilungen in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1912, S. 89 ff. Auch sonst sind Heilungen, die am Johannistage vorgenommen werden, von besonderer Wirksamkeit. Leute, die viel an Zahnschmerzen leiden, sollen sich den Mund mit gekochter Löwenzahnblüte ausspülen. Auch das Einschmieren mit Kuhsalz und darauffolgendes Ausspülen mit Wasser soll von heilsamer Wirkungsein. Die Zähne sollen davon so gesund und stark werden wie die der Kühe (Kr. Schrimm, polnisch).

So wird man sich auch nicht wundern dürfen, wenn das Johannisfest mit dem menschlichen Glück und besonders auch mit dem Eheglück in Verbindung gesetzt ist. In Rogasen wurde folgendes ermittelt: Wenn jemand wissen will, ob er im nächsten Jahr Glück oder Unglück haben wird, so soll er am Johannisabend in den Garten gehen und von zwei Zwiebelstauden das Kraut in gleicher Höhe abschneiden. Dann soll er zu der einen sagen: „Du bist das Glück“, und zu der andern: „Du bist das Unglück.“ Nun soll er aufpassen, welche Staude besserwächst. Wird „das Unglück“ größer, so wird ihm das nächste Jahr Unglück bringen; wird aber „das Glück“ größer, so bedeutet das großes Glück. Ähnlich wird aus Mühlingen (Kreis Obornik) berichtet: Am Johannisabend gehen mehrere Mädchen in den Gemüsegarten und schneiden dort Zwiebelstangen in gleicher Höhe ab. Am nächsten Morgen sehen sie nach, welcher Schaft über Nacht am meisten aufgeschossen ist. Das Mädchen, desen Schaft am meisten gewachsen ist, wird in dem Jahre das meiste Glück haben. Das soll natürlich heißen: es wird sich am ersten verheiraten. Ferner winden dort die Mädchen bei Sonnenuntergang einen Kranz und werfen ihn auf einen Baum. Bleibt er oben hängen, so meinen sie, daß sie sich noch in demselben Jahre verheiraten werden; fällt er aber herunter, so müssen sie noch bis zum nächsten Jahr warten (polnisch). Im Kreise Samter ist es gebräuchlich, daß in der Johannisnacht die jungen Mädchen aus neunerlei Blumen gewundene Kränze gegen einen Weidenbaum werfen, dem dabei der Rücken zugewandt sein muß. Das Mädchen, dessen Kranz bis zum nächsten Morgen in den Baumzweigen hängen bleibt, wird sich noch in demselben Jahr verheiraten; fällt er herab, so wird das in dem Jahre noch nicht der Fall sein (polnisch). In Wlawie und anderen Dörfern des Kreises Kosten verschaffen sich die Mädchen vor dem Johannistage drei Birkenzweige. Von denselben lassen sie einem die vollständige Rinde, der andere bleibt halb mit Rinde bedeckt, und der dritte wird ganz geschält. Beim Schlafengehen lassen sie sich diese drei Zweige von einer andern Magd unter die Kissen legen, und am nächsten Morgen ziehen sie angstvoll einen heraus, der ihnen die Zukunft anzeigen soll. Wenn nun das Mädchen den ganz mit Rinde bedeckten Zweig herauszieht, so wird ein reicher Mann sie heiraten; zieht sie den halb mit Rinde bedeckten Zweig, so bekommt sie einen mäßig reichen Mann zum Gatten; zieht sie aber den ganz von Rinde entblößten, so wird ein ganz armer Mann sie zum Weibe nehmen (polnisch).

Auch in der Tiefe regt es sich. In der Johannisnacht brennen nach dem Volksglauben die vergrabenen Schätze mit hellen Flammen (Sagenbuch S. 332); sie steigen an die Oberfläche empor, um sich zu reinigen (Zeitschr. des Vereins für Volkskunde 1906, S. 99), und können dann gehoben werden. So der Schatz von Kaczagorka im Kreise Koschmin, der von einem schwarzen Hunde bewacht wird; denn in der Johannisnacht verläßt der Hund für einen Augenblick seinen Platz (Sagenbuch S. 298). Der Schatz auf der Grenzscheide zu Schmilau wird in der Johannisnacht gehoben (Geld- und Schatzsagen Nr. 6). In der Johannisnacht um 12 Uhr gehen die Jungfrauen in den Wald, um das blühende Farnkraut zu suchen, das nur einmal, und zwar nur einen Augenblick blüht. Findet eine dasselbe, so kann sie alle Schätze der Erde entdecken (Sagenbuch S. 332). Aus deutscher Quelle wurde mir in Rogasen mitgeteilt: Wer von dem gemeinen Farnkraut zur rechten Stunde, die noch nicht völlig reifen Samenkörner findet, erlangt damit den Freischuß, den Wechseltaler und die Erfüllung jedes Wunsches. Wenn man die Wurzeln dieses Farnkrautes in Form einer Hand schnitt, so hieß diese „Johannishand“, und man glaubte damit, Gold herbeiziehen zu können (Geld- und Schatzsagen Nr. 63). Im Kreise Schroda erzählt man: Wenn man in der Johannisnacht eine Blüte vom Farnkraut findet, so sieht man alle in der Erde verborgenen Schätze. Doch ist es sehr schwierig, eine solche Blüte zu finden, da sie winzig klein ist und von bösen Geistern bewacht wird. Manchem schon, den es gelüstete, eine solche Blume zu finden, haben die bösen Geister das Genick gebrochen (polnisch).

In der Johannisnacht sendet auch die Unterwelt die Seelen wieder hervor, besonders solcher, die in einer Johannisnacht ihr Leben eingebüßt haben. Der polnische Graf bei Ritschenwalde, der in einem Sumpf ertrunken ist, erscheint noch jetzt in jeder Johannisnacht um 12 Uhr auf

Einen Sommer lang.

Von Deltev von Liliencron.

> Zwischen Roggenfeld und Hecken
> führt ein schmaler Gang;
> süßes, seliges Verstecken
> einen Sommer lang.
>
> Wenn wir uns von ferne sehen,
> zögert sie den Schritt,
> rupft ein Hälmchen sich im Gehen,
> nimmt ein Blättchen mit.
>
> Hat mit Ähren sich das Mieder
> unschuldig geschmückt,
> sich den Hut verlegen nieder
> in die Stirn gerückt.
>
> Finster kommt sie langsam näher,
> färbt sich rot wie Mohn;
> doch ich bin ein feiner Späher,
> kenn die Schelmin schon.
>
> Noch ein Blick in Weg und Weite,
> ruhig liegt die Welt,
> und es hat an ihre Seite
> mich der Sturm gesellt.
>
> Zwischen Roggenfeld und Hecken
> führt ein schmaler Gang;
> süßes, seliges Verstecken
> einen Sommer lang.

einem mit vier feurigen Rappen bespannten Wagen und jagt in der Gegend umher (Sagenbuch S. 30). In einer Johannisnacht wurde ein vornehmer Herr im Walde bei Lippe (Kreis Obornik) ermordet. Um sich zu verbergen, begab sich der Mörder tiefer in den Wald, wurde aber durch ein Irrlicht irregeführt. In der Ferne hörte er einige Eulen schreien, und als er ihren Ruf nachmachte, da umringten sie ihn und hackten ihm die Augen aus. Nach einigen Tagen wurde er schrecklich verstümmelt und tot aufgefunden. Er wurde dort begraben; aber noch heute soll sein Geist in der Johannisnacht um die zwölfte Stunde im Walde umherirren, umgeben von Eulen und Irrlichtern. Im Kreise Grätz ertrank an einem Johannistage ein Reiter in einem Teich. Als im nächsten Jahre in der Johannisnacht ein Wanderer an dem Teich vorbeikam, sah er plötzlich einen Reiter, der auf einem Rappen aus dem Wasser herausstieg. Der Reiter ritt dreimal um den Teich herum und verschwand dann wieder im Wasser. Und so geschieht das in jeder Johannisnacht (Pos. Sagenschatz 1913, Nr. 18). Der Flößer bei Czarnikau, der in einer Johannisnacht vom Teufel ins Wasser gestoßen wird und ertrinkt, erscheint alle Jahre in der Johannisnacht und bittet um Erlösung, die dann auch in einer Johannisnacht erfolgen soll.

Endlich kommen in der Johannisnacht auch untergegangene Städte, Dörfer und Kirchen wieder zum Vorschein oder geben doch ein Zeichen von ihrem Vorhandensein. Das Kloster, das einst an der Stelle des Loossees bei Schönlanke gestanden, und das an einem Johannistage versunken ist, erwacht zu neuem Leben. Am Johannistage hört man wieder seine Glocken in der Tiefe des Sees ertönen. Dasselbe geschieht im See von Mogilno. Auch im Schützensee bei Kolmar ist eine Kirche versunken. Am Johannistage mittags um 12 Uhr erklingen die Glocken in der Tiefe; ja es wird dann sogar an der Oberfläche des Wassers eine Hand sichtbar, die einen Opferteller hält. Die untergegangene Kirche von Groß-Morin kann man am Johannistage bei klarem Wetter auf dem Grunde des Sees sehen, und die Glocken hört man dumpf heraufschallen (Sagenbuch S. 29ff.). Auf dem Hexenberg bei Wirsitz hat einst eine Kirche gestanden, die an einem Sonntage während des Gottesdienstes versunken ist. In der Frühe des Johannistages hört man dort unten singen und spielen (Sagenbuch S. 268). Andere erzählen wieder, daß auf dem Anisberge — das wird wohl ein Johannisberg sein — eine Stadt gestanden habe, die versunken ist. An ihre Stelle soll der Berg getreten sein. Geht man in der Johannisnacht um 12 Uhr dorthin, so soll man Weinen, Schreien und das Geläute einer Kirchenglocke hören (Pos. Sagenschatz Nr. 69). Auf dem Johannisberge bei Czarnikau hat einst eine Kapelle gestanden, die verwünscht worden ist, oder nach andern ein Kloster, das auf den Fluch eines alten Mütterchens in die Tiefe versank. Noch heute soll man am Johannistage in der Mittags- und Mitternachtszeit das dumpfe Läuten der Glocken hören, und besonders ist es vernehmbar, wenn man sich mittags um 12 Uhr oben auf dem Berge auf die Erde legt und horcht. Und in der Mitternachtsstunde hört man auch Gesang und Orgelklang aus der Tiefe emporschallen. Den einstigen Standort des Klosters bezeichnet heute eine verkrüppelte Eiche, und den Standpunkt der Glocken kennzeichnen zwei größere Vertiefungen (ebd. Nr. 78; vergl. Sagenbuch S. 268).

Das sind die Johannisnacht und der Johannistag, wie sie sich noch jetzt im Volksglauben und in der Volkssage des Posner Landes zeigen.

Stumme Feier in Eger.

Dem „Völkischen Beobachter" entnehmen wir folgendes Stimmungsbild von der Sonnwendfeier in Eger:

Der breite, baumfreie Abhang der großen Mulde im Egertal ist schon seit dem späten Nachmittag dicht mit Menschen besetzt. Noch ist die Dunkelheit nicht da. Aber jeder möchte mit bei der Feier sein, jeder will es erleben, wenn der Holzstoß oben auf dem westlichen Hügel brennt, und der Feierzug kommt, um das Sonnwendwort zu hören und das Sonnengelübde abzulegen.

Die schmalen Bürgersteige in den Straßen, durch die der Festzug kommen muß, sind von Menschen überfüllt. Eine hohe Feierstimmung liegt über der schönen alten Staufenstadt.

Nun ist die Dämmerung endlich da, und fein in Reih und Glied ausgerichtet kommen Männer und Frauen schweigend die Bahnhofstraße herauf. Sie sehen links und rechts zu den Bürgersteigen hinüber, erkennen diesen und jenen, Blick taucht in Blick, niemand spricht, keiner winkt dem andern zu. Gendarmen begleiten den Zug.

Immer enger werden die Gassen, immer dunkler wird es. Noch ein kurzer Weg am Egerufer entlang bis zur Talmulde. Wie ein feuriges Tor tut sich jetzt die Lichtung auf, alle Hindurchschreitenden in Flammen hüllend. Der riesige Holzstoß auf der Höhe ist angezündet und wirft seinen jauchzenden Schein über die große Menge der Feiernden.

Unterhalb des Feuerhügels, ein wenig erhöht, steht der Leiter der Veranstaltung. Mit kurzen Worten kündet er den Sprecher der Feierstunde an. Eine klare Männerstimme klingt auf. Jedes Wort ist ein Treueschwur an die Heimat, jede einzelne Silbe geht mitreißend ins brausende Blut ein, ob auch kein einziges Wort der Auflehnung oder Empörung erklingt. Es ist das wache Ohr dieser deutschen Menschen, das heller zu hören weiß, das auch nicht Gesprochenes versteht und nicht Aussprechbares am Tonfall erfaßt, am Gedanken, der es begleitet, errät.

Die seit Stunden wartende Menge oben am Bergrücken steht wie eine helle Mauer, wie eine Flammenwand, die in den tiefblauen Himmel hinaufzuwachsen scheint.

Nun schweigt der Sprecher. Das Feuer steht in seiner höchsten Leuchtkraft. Und jetzt spielt eine kleine Kapelle:

> Wir treten zum Beten vor Gott, den Gerechten.
> Er waltet und haltet ein strenges Gericht.

Singt niemand mit? Warum denn nicht? Ein Mensch mit auf den Mund gelegtem Finger und mahnenden Augen wendet sich um. Es darf wohl nicht sein? Es darf nicht! — —

> Er läßt von den Schlechten die Guten nicht knechten.
> Sein Name sei gelobt, er vergißt unser nicht!

„Er läßt von den Schlechten die Guten nicht . . ." Oh, wie das lastet und schmerzt, dieses stumme Singen! Weiß man, was Standhaftigkeit und Ergebenheit und Überwindung ist? Nein, man weiß es nicht. Aber hier, hier kann man es lernen! Hier kann man sogar ein Meister darin werden!

> Im Streite zur Seite ist Gott uns gestanden,
> er wollte, es sollte das Recht siegreich sein!

So spielt die Kapelle weiter. Das Recht, das Recht — siegreich — — Dann folgt langsam der letzte Vers:

> Wir loben dich oben, du Lenker der Schlachten,
> und flehen, mögst stehen uns fernerhin bei!

Über die Helme der Gendarmen streicht der Feuerschein und läßt sie aufblitzen. Hier und dort zuckt es um einen Mund, Tränen rinnen über alte Gesichter, knochige Hände falten sich — —

> Daß deine Gemeinde nicht Opfer der Feinde!
> Dein Name sei gelobt! O Herr, mach' uns frei!

Die Musik bricht ab. Es fehlt doch noch etwas, es fehlt doch — — Die letzte, wie ein Schrei zur Höhe strebende Wiederholung der Bitte um Befreiung unterbleibt. Aber an ihrer Stelle ballt sich das Feuer droben noch einmal zusammen und steigt in einer Riesenflamme zum Himmel empor. Alle Blicke sind auf die Flammensäule gerichtet. Sie ist wie das Amen zu diesem gewaltigen, unvergeßbaren, stummen Sonnwendschwur unserer sudetendeutschen Brüder.

H. M. Heidrich.

---

400 Jahre Robinson-Insel.

Vierhundert Jahre sind vergangen, seit die weltberühmte Robinson-Insel im Stillen Ozean durch den spanischen Seefahrer Juan Fernandez entdeckt wurde. Die Chilenische Regierung wird aus diesem Anlaß in diesem Sommer auf dem romantischen Eiland ein Denkmal errichten. Vor wenigen Tagen (in Nr. 140A vom 24. d. M.) hat die „Deutsche Rundschau" von dem Schicksal des deutschen Matrosen Hugo Weber berichtet, der als Robinson II das einsame Eiland bewohnte und jetzt nach einem deutschen Robinson III sucht, der seine Musterfarm übernehmen will. — Der nachstehende Bericht über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand der Jubiläums-Insel Juan Fernandez wurde dem „Königsberger Tageblatt" entnommen.

Welcher Junge hat nicht mit fliegendem Atem und heißen Wangen den bekannten Roman von Daniel Defoe verschlungen, in dem dieser die abenteuerlichen Erlebnisse des auf die Insel Juan Fernandez verschlagenen Seemanns Robinson Krusoe und seines getreuen Freitag schildert? Wie nur die wenigsten Leser des interessanten Buches wissen dürften, liegt der phantasievollen Beschreibung eine wahre Begebenheit zugrunde.

Im Jahre 1538 segelte der spanische Seemann Juan Fernandez aufs Geratewohl von Chile aus in westlicher Richtung und entdeckte hierbei nach einer Fahrt von über 600 Kilometern eine Inselgruppe.

Auf dem größten Eiland dieser Inselgruppe, die nach dem spanischen Seemann benannt wurde, blieb Juan Fernandez mit seinen Gefährten eine Zeitlang wohnen und ließ, als er schließlich weiterfuhr, lediglich ein paar Ziegen zurück, die sich rasch vermehrten, verwilderten und heute noch die Insel bevölkern. Als dann im Jahre 1704

der schottische Seemann Alexander Selkirk, der „Robinson" Daniel Defoes,

von dem englischen Kaperschiff „Cinqueports" auf Juan Fernandez ausgesetzt wurde, bildeten diese Ziegen neben Fischen und Muscheln seine wichtigste Nahrung. Volle fünf Jahre mußte Alexander Selkirk in völliger Einsamkeit auf dem weltabgeschiedenen Eiland verbringen, bis er endlich aus seiner unfreiwilligen Verbannung durch ein Schiff erlöst wurde.

Sechzehn Jahre, und zwar

von 1819 bis 1835 war Juan Fernandez englische Strafkolonie.

Zwei Sträflinge sollen sich damals dadurch ihre Freiheit errungen haben, daß sie erstmals den Yunque, den steil ansteigenden höchsten Berg der Insel, bezwangen. Seitdem ist dieses Wagnis nur ganz wenigen tollkühnen Draufgängern nochmals geglückt.

Heute wird das romantische Eiland von etwa siebzig Menschen bewohnt,

die sich von Ackerbau, Fischfang und — Fremdenverkehr ernähren. Reiche Nordamerikaner veranstalten nämlich häufig mit ihren Luxusjachten Vergnügungsfahrten nach Juan Fernandez. Wo einst Robinson in seiner primitiven Laubhütte hauste, lagern jetzt

smarte Yankees in Wochenend-Zelten mit allem Komfort,

und wo sonst nur Vogelgezwitscher und Wasserrauschen vernehmbar waren, ertönt nun aus tragbaren Koffergeräten Jazzmusik aus Valparaiso, Buenos Aires oder Newyork...

Dabei hat sich die mannigfaltige Tier- und Pflanzenwelt der Insel in seltener Ursprünglichkeit erhalten. Wenn auch der früher zahlreiche Sandelbaum, aus dessen Holz die kostbarsten Schnitzereien angefertigt wurden, als ausgerottet betrachtet werden muß, gibt es doch auf Juan Fernandez noch einen

ungeheuren Reichtum an Farnarten, riesige Magnolien- und Myrthenbäume,

Chontaspalmen, sowie eine Kohlpflanze, auf deren 1 bis 2 Meter hohem Stamm sich Blätter im Umfang eines Regenschirms entfalten. Ebenso gewaltig und vorsintflutlich wie dieses botanische Unikum mutet ein in den feuchten Tälern der Urwälder beheimateter Riesenrhabarber an, der den Eingeborenen gewissermaßen als Wasserspeicher dient. Er hat nämlich die merkwürdige Eigenschaft, in seinen auf armdickem Stiel sitzenden, großen, trichterförmigen Blättern das Regenwasser aufzufangen und lange Zeit zu bewahren. Sicherlich hat schon Alexander Selkirk als „Robinson" aus diesen natürlichen Wasserspeichern in der Trockenzeit seinen Durst gestillt.

Fast noch reichhaltiger als ie Flora ist die Fauna der Märcheninsel im Stillen Ozean. Da gibt es Möven, Bussarde und winzige

Kolibris, die gleich leuchtenden Edelsteinen die Luft durchschwirren.

Im Meer aber hausen Riesenfische, groteske Quallen un Langusten, deren Fang einen Haupterwerbszweig der Bevölkerung darstellt. Die unverhältnismäßig großen Krebstiere, die an Land wie richtige kleine Seeungeheuer anmuten, werden aus einer Tiefe von 60 bis 80 Metern am Fuße steilabfallender Felsufer mit Netzkörben heraufgeholt. Man findet unter den Langusten stattliche Burschen, die bis zu neun Kilo wiegen und fast einen Meter lang sind. Ihre Fühler, Fangarme und weit hervorquellenden Augen vermögen selbst beherzten Männern Schrecken einzujagen, wenn sie im seichten Ufergewässer plötzlich vor ihnen auftauchen. Die Langusten werden in einem großen Kutter alle vierzehn Tage nach Valpareiso befördert und gelangen von dort aus

im Flugzeug über die sechstausend Meter hohen Anden bis nach Buenos Aires oder Montevideo.

In diesen südamerikanischen Hauptstädten gelten sie als begehrte Leckerbissen, für die hohe Preise bezahlt werden. Die Langustenfischerei von Juan Fernandez erbringt jährlich nicht weniger als 300 000 Stück, ist also bereits zu einer regelrechten Industrie geworden.

Eine weitere Merkwürdigkeit auf der Robinson-Insel sind die über anderthalb Meter langen, zentnerschweren Seeschildkröten, die gleichfalls eine leichte Beute des Menschen werden. Auf dem benachbarten Eiland Mas a Fuera gibt es sogar zahlreiche Seehunde, die sich munter zwischen den Klippen tummeln. Sie liefern den kostbaren Sealpelz, der in ganz Südamerika hochgeschätzt wird.

Im Jahre 1935 ist die gesamte Inselgruppe von Juan Fernandez

von der Chilenischen Regierung zum Naturschutzgebiet erklärt

worden, wird aber anläßlich ihres Jubiläums und der Denkmalseinweihung in diesem Sommer sicherlich einen gewaltigen Fremdenzustrom erleben, zumal die weltentlegene Robinson-Insel durch Forschungsreisende in letzter Zeit immer mehr bekannt wird.

Kette der Geschlechter.

Die unsere Hüter waren, trugen noch das Brot
mit Danken auf den Tisch
zu jedem Mahle.
Sie aßen mit den Knechten aus der Schale
und wußten sich wie jene pflichtig Gott.

Und sie begehrten nichts zu sein als Scholle
und gleich dem Brotfeld
vor dem frühen Schnitt.
Und das sich Milde neige ihrem Schritt,
wie sie sich beugten auf der Lämmer Wolle.

So hat die Kraft der Erde sie beschattet
und Frucht erwuchs
den Lenden Jahr für Jahr.
Was unterm Himmel groß und voll Gefahr,
ward ihnen hörig und zur Mahd gestattet.

Wie tausendfältig hat der Schoß getragen,
der ihnen Lehen war
von Gott dem Herrn.
Ob unsern Tagen blüht der gleiche Stern.
Und noch die fernen Enkel wird er tragen.

Erna Hahn.

Das Hochzeitsschiff der Griechen.

Als dieser Tage der Dampfer „Patris", aus Amerika kommend, im Piräus anlegte, hatten der altberühmte griechische Hafen und in ihm scharenweise herbeigeströmte junge Griechinnen einen großen Tag. Denn die „Patris" ist das „Schiff der Hochzeiter", das Jahr für Jahr um diese Zeit den Heimathafen mit heiratslustigen Griechen an Bord anläuft, die von jenseits des Großen Teiches auf kurze Zeit nach Hause kommen, um sich hier Frauen des eigenen Volkes zu holen. Die „Münchener Neuest. Nachr." erhielten über die Landung und Ladung des Hochzeitschiffes folgenden Sonderbericht:

Auch in diesem Jahr war die Ankunft der „Patris" mit großen Festlichkeiten verbunden. Die Athener Regierung und Stadtverwaltung hatte zum Empfang des Schiffes Abordnungen entsandt, und Tausende von Menschen fanden sich ein, um die ausgewanderten Landsleute willkommen zu heißen. Es ist alter Brauch unter den griechischen Auswanderern, in ihrer neuen Heimat keine fremden Mädchen zu freien, sondern, wenn es ihnen gelungen ist, eine Existenz zu gründen, zu kurzem Besuch nach Griechenland zu fahren, um sich hier die Braut zu holen. So finden sich alljährlich im Frühling zweihundert bis dreihundert griechische Ehekandidaten im Piräus ein, wo sie freudig von Mädchen erwartet werden, die sich verheiraten wollen.

Unter den Mädchen, die aus allen Landesteilen in den Piräus eilen, befinden sich sehr viele, die keinen der Auswanderer persönlich kennen, aber in der Regel finden sie alle ihre zukünftigen Gatten. Weil die Heimkehrer nicht viel Zeit haben, die Mädchen aber aus begreiflichen Gründen lieber als Gattinnen, denn nur als Bräute mit ihnen zurückfahren, zeigt die Kirche ein außergewöhnliches Entgegenkommen und gestattet unter Verzicht auf die sonst vorgeschriebene mehrwöchige Aufgebotsfrist die sofortigen Trauungen.

Diesmal kam es, wie die Athener Blätter mitteilen, schon am ersten Tage nach der Landung der „Patris" zur Trauung von nicht weniger als 32 Paaren, die alle einander erst im Piräus kennen und zugleich lieben lernten. Kein geringerer als der Metropolit von Athen persönlich vollzog die Eheschließungen. Den Neuvermählten hielt er eine Ansprache, in der er die Auswanderer ermahnte, auch in Amerika gute Griechen zu bleiben und die Liebe zur Heimat immer im Herzen zu tragen.

Die Zahl der während des letzten Besuches der „Patris" im Piräus vollzogenen Trauungen übertraf noch die des Vorjahres. Das „Hochzeitsschiff" hat wieder einmal seinen Zweck erfüllt — es bringt viele Dutzende griechische Frauen nach Amerika; und wenn die Jubelstimmung, die auf dem Schiffe bei seiner Abreise aus den griechischen Gewässern herrschte, als gutes Vorzeichen angesehen werden darf, dann ist die griechische Kolonie in den USA um viele glückliche Ehepaare bereichert worden.